

(Nachdruck verboten.)

44]

Esther Waters.

Roman von George Moore.

„Na, wenn das Deine Meinung ist, kann ich ja gehen.“ sagte William. Und er stand auf und sah sie an. Esther saß ganz still da und wagte kaum, die Augen zu erheben; aber ihr Herz schlug heftig. Würde er nun wirklich gehen und nie zurückkommen? Sollte sie ihm eine gleichgültige oder gar keine Antwort geben? Sie zog das Letztere vor. Vielleicht war es ungerecht von ihr, denn ihr mürrisches Schweigen irritierte ihn; aber er setzte sich doch nieder und bat sie, ihm zu verzeihen, und sagte, er wollte gern auf sie warten; und da hörte ihr Herz auf, zu klopfen, und ihre Hände und Füße wurden ganz kalt. „Meine Frau,“ sprach er weiter, „glaubt, daß ich kein Geld habe, und denkt infolgedessen, Schindluder mit mir spielen zu können; ich aber habe neuerdings ein riesiges Glück im Wetteu gehabt und habe ein paar Tausend Pfund in der Bank liegen; tausend hatt' ich mal zunächst auf die Seite gelegt, denn ich hatte eigentlich die Absicht, das Wetteu aufzugeben und Bookmaker zu werden, und bin es nun auch seitdem. Ich habe natürlich ein paar Ups und Downs gehabt, aber ich kann mich doch schließlich nicht beklagen. Wie Du mich heute vor Dir siehst, besitze ich dreitausend Pfund bar.“

Als sie diese Summe hörte, öffnete Esther die Augen weit. Sie sah William fest an. Sie hatte die Absicht gehabt, ihn abzuschütteln, um einen andern Mann heiraten zu können. Aber in diesem Augenblick fühlte sie etwas von jener Liebe, die sie einst für ihn gehabt, in ihrem Herzen wieder aufsteigen.

„Ich muß jetzt nach Hause gehen,“ sagte sie, „meine Herrin wird auf mich warten.“

„Sei doch nicht so eilig; es ist ja noch ganz früh. Außerdem haben wir ja auch noch immer nichts abgemacht.“

„Du hast mir die ganze Geschichte von Deiner Ehe erzählt; ich weiß wirklich nicht, was das eigentlich mit mir zu thun haben soll.“

„Ich dachte, es würde Dich interessieren, zu sehen, daß ich nicht ganz so schuldig bin, wie Du geglaubt hast.“

Die Abenddämmerung begann sich rasch herabzusenken.

„Ich muß nach Hause gehen,“ sagte sie noch einmal.

„Was Du mir noch weiter zu sagen hast, kannst Du mir ja auf dem Rückwege sagen.“

„Nun also gut, Esther. Das A und O von der Geschichte wäre das: Wenn ich die Scheidung kriegen kann, so könnten wir beide wieder zusammengehen; was denkst Du davon?“

„Ich meine, Du solltest lieber versuchen, Dich mit Deiner Frau wieder auszuföhnen. Wahrscheinlich thut ihr das, was sie gethan hat, schon wieder sehr leid.“

„Das ist alles Mumpitz, Esther! Es thut ihr gar nicht leid, und es würde ihr ebensowenig einfallen, sich mit mir zu versöhnen, wie mir mit ihr. Wir können nun mal nicht miteinander leben, also wozu es nochmals versuchen? Nun laß Du doch endlich Vergangenes vergangen sein. Du weißt ganz gut, was ich meine: Heirate mich!“

„Ich glaube nicht, daß ich das könnte.“

„Dann hast Du irgend einen andern Kerl gern. Du hast einen andern gern und willst nicht, daß ich zwischen ihn und Dich komme. Darum sagst Du, ich soll zurückgehen zu meiner Frau. Aber an das, was ich schon mit ihr durchgemacht habe, denkst Du nicht.“

„Du hast nicht die Hälfte von dem durchgemacht, was ich durchgemacht habe! Ich wette, daß es Dir noch nie an 'nem Mittagessen gefehlt hat, mir aber sehr oft.“

„Aber, Esther, denke doch an das Kind!“

„Das ist gut, wirklich! Du mußt mir sagen, an das Kind zu denken, nachdem ich alle diese Jahre wie eine Sklavin für den Jungen gearbeitet habe — und Du nichts für ihn gethan hast.“

„Willst Du mir also wirklich nein sagen?“

„Ich will nichts mehr mit Dir zu thun haben.“

„Und Du willst mir auch nicht erlauben, das Kind zu sehen?“

Esther besann sich einen Augenblick, dann sagte sie: „Du kannst das Kind sehen, wenn Du willst.“

„Wo ist es?“

„Du kannst nächsten Sonntag mit mir zu ihm fahren; nun aber laß mich gehen.“

„Um welche Zeit soll ich Dich abholen?“

„Ein wenig nach drei.“

XXVI.

William wartete auf sie vor dem Hause, und während sie ihren Hut aufsetzte, dachte sie nach über das, was sie ihm sagen und wie sie sich verhalten sollte. Sollte sie ihm erzählen, daß sie Fred heiraten wollte?

Mit einem scharfen Ruck steckte sie die lange Nadel, die ihren Hut festhalten sollte, durch das Stroh hindurch und entschied sich endlich dafür, ihm zu sagen, was der Moment ihr gerade eingeben würde.

Als sie ihn draußen sah, bemerkte sie sogleich, wie prächtig er gekleidet war. Er trug ein Paar hellgraue Weinkleider, und in dem Knopfloch seines eleganten Jacketts steckten ein paar feuerrote Nessel.

Zuerst gingen sie schweigend nebeneinander her.

Endlich fragte Esther:

„Warum willst Du eigentlich den Jungen sehen? In all diesen Jahren hast Du doch nicht an ihn gedacht.“

„Das will ich Dir gleich sagen, Esther! — Aber weißt Du, es ist wirklich famos, so mit Dir wieder spazieren gehen zu können, und wenn Du nur endlich Vergangenes vergangen sein lassen wolltest, könnten wir beide doch wohl noch zusammenkommen. Was meinst Du?“

Esther erwiderte darauf nichts, und er fuhr fort:

„Es ist in der That seltsam, so mit Dir wieder ausgehen zu können, Dich nach all diesen Jahren wieder getroffen zu haben, noch dazu, wo ich doch gar nicht in Deiner Gegend wohne. Es war ein reiner Zufall, der mich dorthin führte. Ich hatte eine geschäftliche Sache mit einem Freunde zu besprechen, der in der Gegend wohnt, und wie ich von ihm zurückkomme und an das denke, was er mir gesagt hat, sehe ich Dich mir entgegenkommen mit dem Biertrug in der Hand. Und ich denke so bei mir: Das ist, weiß Gott! das hübscheste Mädchen, das ich lange gesehen habe. So eine möchte ich wohl hinter dem Schanztisch im „Kings-Head“ haben! Du siehst noch genau so aus, wie damals, auch nicht ein bißchen verändert. Und wie ich nun Deine weißen Zähne und die glänzenden Augen sehe — da denke ich: Großer Gott, das ist ja Esther!“

„Ich dachte, Du wolltest über das Kind mit mir sprechen?“

„Das will ich auch, aber zuerst kommst Du an die Reihe. Und wie ich Dir dann in die Augen sehe, da fühle ich doch, daß ich die ganze Zeit über mich getäuscht hatte, und daß Du die einzige warst und bist, die ich je geliebt habe.“

„Also dann war das nur 'ne Lüge, daß Du das Kind gerne sehen möchtest.“

„D nein, durchaus nicht! Ich möchte sowohl Mutter wie Kind haben, wenn ich sie kriegen könnte, weißt Du. — Das, was ich Dir jetzt sage, ist die reine und volle Wahrheit, Esther. Das Kind hielt ich allerdings zuerst nur für ein Mittel, um Dich vielleicht zurückzukriegen. Aber dann allmählich begann ich mich auch für den Jungen zu interessieren, nachzudenken, wie er wohl auszu sehen möchte, und schließlich ging es mir doch in einem fort im Kopfe herum, daß Du die Mutter meines Kindes bist. Und da kam plötzlich der Wunsch, Euch beide zu kriegen, und seitdem — ja — seitdem hab' ich an gar nichts andres mehr denken können.“

Bei diesen Worten hatten sie die Eisenbahnstation erreicht, und William eilte voran, um die Billets zu kaufen. Man hörte von unten schon das Rollen des Zuges, und sie rannten so schnell wie möglich die Treppe hinab und sprangen gerade im letzten Augenblick noch in das Coupé zweiter Klasse hinein.

„Wir sind in der falschen Klasse,“ rief Esther erschrocken.

„Nein, nein, nur rein, rein!“ rief William, stieß sie in das Coupé hinein und sprang ihr nach gerade in dem Moment, da der Zug sich in Bewegung setzte.

„Beinahe hätten wir den Zug veräumt,“ sagte er.

„Du fährst jetzt wohl immer zweiter Klasse?“ fragte jetzt Esther.

„Ja, immer,“ sagte er. „Peggy wollte nie zweiter Klasse fahren, da fuhren wir immer erster. Jetzt aber ist mir die zweite Klasse gerad' wieder gut genug.“

Sie sahen allein in dem Coupé. William beugte sich zu Esther hinüber und nahm ihre Hand in die seine.

„Versuche doch, mir zu verzeihen, Esther!“ sagte er.

Sie entzog ihm ihre Hand.

Da stand er auf, setzte sich neben sie und legte den Arm um ihre Taille.

„Nein, nein,“ rief sie, „nichts davon, bitte — das ist alles vorüber zwischen uns.“

Er sah sie fragend an und wußte nun nicht recht, wie er sich verhalten sollte.

„Ich weiß, daß Du schwere Zeiten hinter Dir hast. Erzähle mir doch etwas davon; was thatest Du, nachdem Du Woodview verlassen hast?“

Unglücklicherweise fügte er hinzu:

„Bist Du inzwischen irgend einem begegnet, den Du gerne hattest?“

Die Frage irritierte sie, und sie sagte rasch: „Was geht das Dich an?“

Wieder schwiegen beide. Dann sprach William von den Barfields, und Esther konnte nicht umhin, diese Geschichte aufmerksam anzuhören.

Von Woodview her stammte ja all ihr Unglück. Sie war dort hingekommen, als das Blut in ihren Adern am kräftigsten floß, und Woodview war insolge dessen der deutlichste Eindruck ihres ganzen Lebens geblieben. An alles mußte sie jetzt wieder zurückdenken; wie das Pferd in Goodwood gewonnen hatte; an den Ball in Shoreham Gardens; und sie lauschte aufmerksam, als William erzählte:

„Der arme Alte, er ist nie mehr drüber hinweggekommen; das hat ihn ganz niedergeschmettert. „Ginger“ war es, der das Pferd ritt, er that wohl alles, was er konnte, aber er verlor den Start. Wohl versuchte er ihn wieder zu gewinnen, aber das Glück war nun mal gegen ihn; es ging nicht. — Er verlor das Rennen; das hat dem Alten das Herz gebrochen. Er mußte alle seine Pferde verkaufen und starb bald darauf. Er starb an der Schwindsucht; wie ich höre, ist die in der Familie erblich. Miß Mary auch —“

„D, erzähle mir von ihr,“ sagte Esther, die die ganze Zeit über an Mrs. Barfield und Miß Mary hatte denken müssen. „Ihr geht es doch wohl hoffentlich gut?“

„D nein, auch nicht, sie kann gar nicht mehr in England leben; sie muß jeden Winter nach Afrika gehen.“

In diesem Augenblick rollte der Zug in die Bladfriars-Station hinein.

„Wir werden gerade noch den Bieruhrzug nach Beckham erwischen,“ sagte Esther.

Sie liefen rasch die Treppe hinauf, und William eilte so, daß Esther rufen mußte: „Nein, nein, William, das geht nicht; ob wir den Zug kriegen oder nicht, so schnell kann ich nicht gehen.“

Aber sie erreichten den Zug doch noch, und wieder hatten sie ein Coupé für sich allein, und er zog beide Fenster herauf, damit sie, wie er sagte, leichter miteinander plaudern könnten. Er redete immer noch von dem Mißgeschick einiger Pferde der Barfields, während Esther von Mrs. Barfield sprechen wollte.

„Du scheinst sie ja furchtbar gern gehabt zu haben; was hat sie denn für Dich gethan?“

„Alles, nachdem Du fort warst. Sie war sehr, sehr gut zu mir.“

„D, das freut mich zu hören,“ sagte William.

„Also sind sie den Sommer über immer in Woodview und den Winter im Auslande?“

„Zawohl. Den größten Teil der Besitzung haben sie verkauft; aber Mrs. Barfield, die Heilige — Du weißt doch, wir nannten sie immer die Heilige —, die hat ihr eignes Vermögen, fünfhundert Pfund im Jahr. Damit leben sie denn, so gut es eben geht. Aber sie können sich weder mehr Pferde noch Wagen halten, und Ende Oktober reisen sie stets fort und kommen erst Anfang Mai wieder. Ah! Woodview ist nicht mehr das, was es war. Erinnerst Du Dich noch an die prachtvollen Ställe, die sie zu bauen begannen, nachdem Silberschwanz das Rennen gewonnen hatte? Na, die sind noch genau in der Verfassung, wie sie damals waren; auch nicht um ein Atom vorwärts gekommen.“

„Betten scheint keinem einzigen Glück zu bringen. Mich geht es ja nichts an, aber wenn ich Du wäre, so würde ich es aufgeben und lieber irgend eine ordentliche Arbeit anfangen.“

„Mir ist es bis jetzt noch ganz gut bekommen. Wo würde ich denn heute sein, wenn ich nicht gewettet hätte?“

„Sind also all die Dienstboten fort von Woodview? Was mag aus ihnen geworden sein?“

„Erinnerst Du Dich noch meiner Mutter, der Köchin? Sie ist vor ein paar Jahren gestorben.“

„Mrs. Latch! Oh, das thut mir sehr leid!“

„Na, es war 'ne alte Frau! Du erinnerst Dich doch auch noch John Randals? Der hat jetzt 'ne Stelle in Cumberland Place, nahe Marble Arch; manchmal kommt er rum zu mir in den „Kings-Head“ und trinkt was. Sarah Tucker, die hat auch irgendwo in der Stadt 'ne Stellung. Was aus Margarete Gale geworden ist, weiß ich nicht.“

„Die habe ich eines Tages im Strand getroffen. Ich hatte den ganzen Tag über nichts gegessen, war fast ohnmächtig vor Hunger, und da führte sie mich in ein Wirtshaus und gab mir zu essen.“

„Hier sind wir endlich in Beckham,“ sagte William.

Sie gaben ihre Billets ab und traten hinaus in eine unregelmäßig gebaute, kleine Straße voller armseliger, kleiner Häuser und elender kleiner Läden.

„Hier herum,“ sagte Esther, „hier geht's nach dem Rye.“

„Da wohnt Zackie?“

„Nicht weit davon. Kennst Du East Dulwich?“

„Nein, hier bin ich noch nie gewesen.“

„Mrs. Lewis, das ist die Frau, die ihn in Pflege hat, wohnt in East Dulwich, das ist nicht weit von hier. Wir haben von hier etwa noch eine Viertelstunde zu gehen. Das ist Dir doch nicht zu weit?“

„Wenn ich mit Dir gehe, nein,“ erwiderte William galant, und sie gingen weiter. Sie kamen durch eine Art Park, über eine kleine Brücke und in ein weites Feld hinein. William verglich dieses mit der Chester Rennbahn.

„Aber doch lange nicht so groß?“ sagte Esther.

Nun wandten sie sich nach rechts und stiegen eine lange, monotone und sehr häßliche Straße hinauf, die sich bergauf wand und auf beiden Seiten von ganz kleinen Häusern und noch kleineren Gärten begrenzt war. Auf dem Gipfel dieses Hügelns befand sich ein Stück freies Feld, das mit Bäumen bepflanzt war. Da kam ihnen ein kleiner Junge entgegen-gelaufen. Und sowie er ihn sah, hatte William die deutliche Empfindung, daß das sein Kind war.

„Wie der kleine Kerl rennt!“ sagte er bewundernd, „er wird sich noch den Hals brechen, wenn er nicht vorsichtiger ist.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Dreieck.

Skizze von Lisa Wenger-Kuuh.

Inmitten einer saftigen, grünen Wiese stand ein großes Bauernhaus mit kleinen Fenstern. Vor den Fenstern blühten eine Menge Geranien und Fuchsen, und hinter den Fenstern sah man oft ein altes Gesicht voll Runzeln, mit stark gebogener Nase und freundlichen, manchmal unruhig flackernden Augen. Das war der Matten-Alte, der Vater des jetzigen Bauern. Er war sehr alt und nicht mehr fähig, seinem Sohne irgendwie in der Wirtschaft an die Hand zu gehen, seine Hände zitterten und nur ganz langsam kam er, auf seinen Stock gestützt, vorwärts. Vor dem Hause, auf der Sonnenseite, hatte sein Sohn eine Bank angebracht, da saß der Alte bei warmem Wetter den ganzen Tag. Seine Leute waren nicht unfreundlich gegen ihn, es gab ihm keiner ein unfreundliches Wort, man schob ihn nicht beiseite, wenn er irgendwo im Wege stand, er bekam auch sein recht's Essen, aber es hatte niemand mehr Freude an ihm, es hatte niemand Zeit für ihn und es hatte niemand Geduld mit ihm. Und ein wenig Geduld mußte man freilich haben mit dem alten Mi. Er war kindisch geworden und seine Geisteskräfte hatten bedeutend abgenommen. Eine einzige Sache beschäftigte ihn noch und die nahm sein ganzes Denken in Anspruch, das war das Dreieck, das „richtige“ Dreieck, wie er es nannte. Er hätte so gerne gewußt, ob an einem richtigen Dreieck alle drei Seiten gleich lang seien.

Wie er gerade darauf gekommen, konnte man nur vermuten. Vor einiger Zeit waren neben seinem Land Vermessungen vorgenommen worden; es hatte sich dabei um ein Dreieck gehandelt, das wie ein Keil in seine Wiese hineingeklemmt war. Der alte Bauer hatte mit regem Interesse an den Verhandlungen teilgenommen. Das Resultat war für ihn, daß der Begriff eines Dreiecks, eines richtigen, sich in seinem Kopf festgesetzt hatte und nun darin spulte und ihn beunruhigte.

Der Matten-Alte ist überer, hieß es. Der Vater ist kindisch geworden, sagten seine Leute. Und von dem Tag an war es reine Barmherzigkeit, daß man freundlich gegen ihn war, und der Bauer und seine Frau rechneten es sich hoch an, daß sie den Vater nicht aus seinem sonnigen Zimmer mit den Geranien vertrieben und ihm seinen Kaffee gaben um vier Uhr, wenn die Bäuerin sich welschen löschte.

Da saß er denn auf seiner Bank vor dem Haus und hielt die große, weiße Hauskake, die Bengi, auf den Knien und streichelte sie

mit seiner braunen, harten, verarbeiteten Hand. Von Zeit zu Zeit nahm er einen Stod und zeichnete ein gleichwinkliges Dreieck auf die Erde und sah es lange an, immer leise vor sich himmelmelnd. Kam dann jemand, so frug er: „Kannst Du mir nicht sagen, ob an einem richtigen Dreieck alle drei Seiten gleich lang sind?“ und sah den Betreffenden fragend und stehend an, aber selten hatte einer Zeit, bei ihm stehen zu bleiben und seine Frage zu beantworten. Zuletzt hörte man gar nicht mehr hin, wenn er etwas sagte, und der Alte mußte den ganzen Tag seinem Problem nachsinnen.

Einmal gegen Abend kam ein kleines, etwa achtjähriges Bublein daher und wollte frische Milch haben. Es schlenkerte seine Blechkannen hin und her und pfiff so vergnügt dazu, wie einer der Vögelschen, die auf dem Hollunderbaum saßen, der vor dem Hause stand.

„Guten Abend, Großvater,“ sagte es, den Alten anredend, wie es in der Gegend Sitte war, und der Alte fuhr aus seinem Sinnen in die Höhe.

„Guten Abend, Bübli,“ grüßte er, und sah das Kind glücklich an, denn er liebte Kinder und sein Sohn hatte keine; „Du bist aber ein liebes Bübli.“

Der Kleine lachte ein wenig verlegen ob des Lobes und blieb bei dem Alten stehen.

„Bübli,“ sagte der, und sah den Kleinen fast ängstlich an, „könntest Du mir nicht sagen, ob an einem rechten Dreieck alle drei Seiten gleich lang sind?“ Ganz verblüfft ob der Frage, schüttelte das Kind mit dem Kopf.

„Nein, das weiß ich nicht,“ sagte es ernsthaft, „aber weißt Du, ich kann ja morgen den Schulmeister fragen!“

„Ja, Bübli, ja, das mußt Du tun,“ sagte freudestrahlend der Alte, „gelt Du thust es und vergißt es nicht? Ich schenke Dir geiviß einen schönen Apfel.“

Das Kind versprach es und ging in den Stall, um seine Milch zu holen. Als es wieder fort war, nickte der alte Mli beständig vor sich hin und lachte über das ganze Gesicht. „Morgen weiß ich es, morgen sagt es mir das Bübli.“

Am nächsten Morgen sah er schon früh auf der Bank vor dem Haus und spähte die Landstraße hinunter, die an der Wiese vorbeiführte, ob das Bübli noch nicht komme. Er ging sogar mit ganz Kleinen wackligen Schritten den schmalen Weg entlang, der durch die Wiese führte und in die Straße mündete. Dort sah er sich nach allen Seiten um. Als niemand kam, kehrte er auf seinen alten Platz zurück. Den ganzen Tag war er vergnügt und freute sich, daß es ihm nun endlich jemand sagen würde, was er schon so oft gefragt und doch noch immer nicht wußte. Endlich kam das Kind.

Als es guten Abend gesagt, frug der Alte gespannt: „Weißt Du es?“

„Ja freilich,“ lachte der Junge, „der Lehrer hat gesagt: natürlich seien alle Seiten gleich lang an einem richtigen Dreieck, sonst wäre es ja gar keines.“

„Hat er das gesagt? Nun, da bin ich doch froh. Ja, da bin ich wirklich recht froh. Also gleich lang seien sie, hat er gesagt?“

„Ja, das hat er,“ bestätigte das Bublein. „Sieh einmal, Großvater, was ich heute für schöne Zahlen gemacht habe!“ Er zeigte dem Alten sein Rechenheft und er, der sonst für nichts mehr Sinn hatte als für seine Dreiecke, ergriff das Heft und sah es aufmerksam durch, rechnete leise die Zahlen nach und tätschelte den Kleinen auf die rote Wange.

„Freilich, freilich, Du bist ein gescheiter Junge! Und alle Seiten seien gleich lang, sagte er, gelt?“ Der Kleine nickte und holte seine Milch.

Am andern Abend, als er wiederkam, sah ihn der Alte bekümmert an. „Bübli,“ sagte er, „ich weiß gar nicht, ob an einem richtigen Dreieck alle Seiten gleich lang sind?“

„Ja, Großvater, hast Du es schon wieder vergessen? Der Lehrer hat es ja gestern gesagt!“

„Freilich, freilich hat er! Ich weiß es wohl, aber es ist drum nicht sicher! Wenn ich es nur sicher wüßte!“

„Weißt Du was, Großvater,“ sagte das Bublein eifrig, „wir wollen eins zeichnen und dann messen wir es.“

„Ja, Bübli, ja, das wollen wir tun,“ nickte der Großvater und wurde ganz lebendig. Er nahm seinen Stod und zeichnete ein gleichschenkeliges Dreieck in das Gemisch von Staub, Erde und Sand vor der Bank. Aber es wurde krumm und ungleich. Da ergriff der Junge den Stod, legte ihn auf die Erde und zeichnete und maß, und wischte aus und zeichnete wieder, daß die Augen des Alten vor Freude glänzten.

Endlich war der Bube zufrieden mit seinem Machwerk. Er holte einen Bindfaden aus der Tasche und fing an die drei Seiten des Dreiecks damit auszumessen.

„Es stimmt, es stimmt! Siehst Du wohl, Großvater, siehst Du wohl, sie sind alle gleich!“ triumpierte er.

Der Großvater hatte mit höchstem Interesse zugehört und staunte nun wie ein Kind in die Hände vor Freude.

„Wahrhaftig, sie sind alle gleich, alle drei, alle ganz gleich! Ja, nun sehe ich es, natürlich, nun kann ich es ganz gut sehen. Da, Du liebes Bübli, hast Du etwas.“ Er zog aus der einen Hosentasche eine ganze Handvoll dürrer Apfelschnitze und aus der andern Zwetschen. Die hatte er sich mit vieler Mühe im Speicher selbst geholt und gab sie nun dem Jungen, der sofort ein paar in den Mund steckte. Wieder wartete am nächsten Tag der Alte voll Ungebuld auf seinen Kleinen Freund.

Als er gegrüßt hatte, sagte Mli: „Hansli, hör einmal, könntest Du mir nicht sagen, ob an einem rechten Dreieck alle drei Seiten gleich lang sind?“

Ganz erschrocken starrte der Junge den Alten an.

„Aber, Großvater, der Lehrer hat es ja gesagt und wir haben es ja gemessen!“

„Freilich, freilich,“ sagte Meinkant der Alte, „aber weißt Du, ich weiß es halt doch nicht sicher.“

Einen Augenblick besann sich der Kleine, dann sagte er: „Hör einmal, Großvater, Du gehst ja doch nicht mehr in die Schule, da brauchst Du das gar nicht mehr zu wissen.“

„Es ist auch wahr, Hansli,“ atmete der alte Mli erschüttert auf, „ich brauche es ja gar nicht zu wissen!“

Darauf zeigte der Kleine dem Alten sein Schreibheft und erzählte ihm, daß der Lehrer ihnen heute Steine gezeigt habe und gesagt, wie sie hießen, und daß er nun solche suchen wolle. Eifrig hörte der Großvater zu und vergaß nicht, dem Hansli ein paar Apfelschnitze zu geben.

Abend für Abend stellte nun der alte Bauer dieselbe Frage an das Kind, und jedesmal fand der Kleine eine beruhigende Antwort. Hand er einmal keine, so lenkte er den Alten ab, erzählte aus der Schule, zeigte ihm Steine und Moose oder ein Vogelnest, das er gefunden und worüber der Lehrer ihm vieles hatte sagen können.

Den ganzen Tag freute sich der Alte auf das Kind, und belästigte die Seinen selten mehr mit seiner Frage. Er sparte sie für den Hansli und der antwortete ihm immer gleich freundlich und eifrig.

Eines Abends als der Knabe kam um seine Milch zu holen, war der Großvater nicht da und auch sonst niemand zu sehen.

„Großvater!“ rief er laut.

Da hörte er in der Stube mit den Geranien seinen Namen rufen und stieg die Treppe hinauf, fand auch schnell die rechte Tür und machte auf. Da lag der Großvater in seinem Bett, hatte fieberheiße Wangen und hustete.

„Ich bin krank, Hansli, ich habe Schmerzen in der Brust, ich kann nicht recht denken! Das Dreieck, Hansli, das Dreieck, was ist doch mit dem Dreieck?“

„Se, Großvater, was wird's sein? Das Dreieck hat halt drei gleich lange Seiten, das ist alles!“

„Richtig, richtig, Hansli! Richtig, richtig, es hat drei gleich lange Seiten! Niemand weiß es, nur Du weißt es, Hansli! Du bist ein lieber Bub, Hansli, komm ich will Dir etwas geben.“ Er tastete mit den zitternden Händen unter seinem Kopfkissen und gab Hans einen Schlüssel.

„Da, Hansli, da,“ sagte er mit seiner heiseren, leisen Stimme, „mach' den Schrank auf.“ Hans that es. „Im schwarzen Rod, weißt Du, der, in dem ich zum Abendmahl gehe, ist etwas in der hintern Tasche. Sieh es mir.“ Der Knabe tat wie ihm geheißen und brachte einen Beutel aus Schweinsblase, wie ihn die Bauern oft gebrauchen, um ihren Tabak darin aufzubewahren. Der Alte öffnete ihn und zeigte Hans den Inhalt. Er war voll Goldstücke.

„Nimm,“ flüsterte Mli und band hastig den Beutel wieder zu, „nimm schnell. Das ist für Dich, weil Du es geivußt hast, Du allein! Das Dreieck . . .“ murmelte er dann vor sich hin. Das Fieber begann zu steigen. Hans ging.

Unten begegnete er der Bäuerin. „Was hast Du denn da, Junge?“ frug sie mißtrauisch, als sie den schweren Beutel sah, den Hans in beiden Händen trug.

„Das hat mir der Großvater gegeben.“

„Sieh her,“ schrie die Frau und riß ihm den Beutel aus den Händen, öffnete ihn und sah, daß er voll Goldstücke war. Sie wurde ganz bleich. „Das ist nicht für Dich, Kind,“ sagte sie dann schwer atmend, „der Vater wußte nicht, was er that. Er ist verrückt, Du weißt es.“ Sie besann sich einen Augenblick. „Da,“ sagte sie dann, und bot Hans eines der Goldstücke, der es schüchtern nahm, „bring das Deiner Mutter und sage ihr, die Matten-Bäuerin hätte es Dir gegeben, weil Du so gut gegen den Vater gewesen. Und nun geh', Kind!“ Sie drängte Hans vor die Thüre, ging mit dem Geld in ihre Stube und verriegelte sie.

Als Hans am andern Abend wiederkam, war der Großvater sterbend. Hans setzte sich an sein Bett. Bei dem Geräusch, daß er dabei machte, öffnete der Sterbende die Augen.

„Bübli,“ flüsterte er fast unverständlich, „was war es doch? Das Dreieck?“

Hans sagte: „Es hat drei ganz gleiche Seiten, Großvater,“ aber der alte Matten-Mli hörte ihn nicht mehr, er war tot. —

Kleines feuilleton.

tt. Morgenlied der Schwalbe. Der Morgen leuchtet golden in den Hof hinein. Die Sonne ist noch so traumumfungen, so jugendlich und feurig. In ihren Augen glüht noch die Hoffnung des Anhängers; später, wenn sie die Hälfte ihrer Reise zurückgelegt und all das Glend der Erde gesehen hat, dann schaut sie grell und nüchtern und leidenschaftslos herab auf unser Treiben. Aber schön und süß ist doch der Wahn am Morgen! Der Tau perlt auf allen Blumen, die Luft ist noch so rein. Wie aus einem Bade steigt die Welt am Morgen hervor.

Es ist alles so schön und stark und gut am Morgen. Durch die Glieder rinnt ein kraftvoller Strom, sie sehnen sich danach zu schaffen.

Wie geschäftig sich die Brüder und Schwestern regen, bald sind sie hier, bald sind sie da, und wenn sie einander begegnen, dann sagen sie sich höflich Guten Morgen und plaudern mit einander. Es ist noch kein böser Laut in ihrem Munde, noch kein böser Gedanke in ihren sanften Augen. Wie lustig sie sich regen, wie grazios sie dabei schweben in der leichten Luft! Arbeit ist Spiel und Spiel ist Arbeit. Der ganze Hof lebt und bewegt sich unter ihrem steten Sehen und Kommen und Plattern und Schweben und Sichwiegen und Auf- und Niederfliegen. Wie kleine Weile schwirren sie in der Luft umher, wie zarte, sanfte Pfeile, die der Wind spielend bald hierhin, bald dorthin trägt. Bald nähern sie sich an, bald entfernen sie sich neckisch, um nur desto lieber wieder zusammen zu kommen. Ach, wie der Morgen voll Eintracht ist! Wie süß und erhebend es ist, einträchtigen Wesen zuzusehen. Kein Wort kann es sagen, kein Lied kann es singen.

Wie ich sie liebe, alle die schönen, leichtbeschwingten Wesen in der Luft! Kleinen Sichel gleich ihre anmutigen Flügel und ihre Steuer ist in eine zierliche Gabel ausgezogen. Soviel Anmut hat kein andres Wesen auf der Welt, kein andres fliegt so leicht! Ich möchte ihnen allen sagen, wie gern ich sie sehe und wie mein Herz jubelt bei ihrem munteren Reigen in der Luft. Es giebt so viel Freude in der Welt. Und jeder freut sich über uns, wenn wir traulich an ihm vorüberfliegen. Ach, aber es giebt auch Feinde, und manchmal giebt es leider auch Streit. Könnte nicht immer Friede und Harmonie unter uns allen sein, wie jetzt an diesem goldenen, träumerischen Morgen. Könnte nicht einer den andern verstehen, einer dem andern helfen und ihm ein gutes Wort des Friedens sagen. Warum ist das Wort so rauh, daß die Seele blutet, wenn sie es hört?

Wie leicht könnte unser Leben sein, wenn wir immer zu einander hielten. Die Erde spendet von allem genug. Ein jeder findet, was er braucht, um sich ein Heim zu bauen. Ein jeder findet ein liebendes Herz, das sich mit ihm vereint.

Ich weiß nicht, warum es in mir so jubelt an diesem goldigen Morgen. Wird nicht eine andre Zeit kommen? Ach, daß mein Lied so schwach ist. Wie wenige werden es hören. Unzählige Lieder verklingen täglich. Aber sie singen nicht vom Frieden, wohl darum müssen sie so schnell sterben. Welch zaubervolles Licht durchstrahlt diese reine Morgenluft! Kommt, kommt, Schwestern, Brüder, singt es mit mir, das Lied vom Frieden! —

ek. „Das Hauptzollamt ist offen“ — pflegen die Bauern des bairisch-böhmischen Waldgebirges zu sagen, sobald der Schnee weg ist und der Frühling auf den Höhen seinen Einzug gehalten hat. Hiermit beginnt nämlich das Handels- und Schmuggelgeschäft mit böhmischen Döfen, die dann zollfrei über die „Graniß“ (Grenze) geschafft werden. Denn gar mancher Waldler, der's nicht nötig hätte und dem's keiner ansieht und der so thut, als kenne er den Sinn der obigen Spitzmarke nicht, zieht aus der Schwärzerei einen manchmal ansehnlichen Gewinn. Daß dies Geschäft so leicht sei, läßt sich angesichts der Wachsamkeit der Grenzaufseher nicht so ohne weiteres behaupten. Da heißt es für die „Pharisäer“, das sind die schmuggelnden Bauern, die Schläueheit der „Zöllner“, welche Tag und Nacht ihre Strede kontrollieren, zu übertrumpfen. Die Spionage wird deshalb auf beiden Seiten mit höchstem Raffinement betrieben. Dem Schmuggler kommts darauf an, ganz genau zu wissen, um welche Stunde und Minute der „Grenzer“ die und die Straße passierte, wo und zu welcher Zeit dieser sich im Wachtthaus vom Vorgesetzten in seinem Kontrollbuch den Dienstgang bestätigen lassen muß, um nun solche Momente zur Ausfertigung des Viehes über die Grenze zu benutzen. Natürlich steht letzteres schon in deren unmittelbarer Nähe irgendwo im Versteck, oder es tummelt sich auf der Weide. Das hat auch weiter nichts Auffälliges, weil die Bauern ihren ganzen Viehbestand Sommers über draußen haben. Anders steht es schon bei nächtlichen Schmuggel. Da müssen besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen werden. Sie bestehen darin, daß man die Fufe der Döfen mit Woll- oder Leinenlappen unwidelt, damit sie leise auftreten können. Rasch gehts dann über die Grenze. Weil aber auch die Aufseher oft außer der üblichen Zeit ihr Revier kontrollieren, so könnte es leicht geschehen, daß sie die Schmuggler oder ihre lebende Ware vorzeitig abfangen. Um solches zu verhüten, bedienen sich die Bauern diesseits und jenseits der Grenze besonderer Versteckungszeichen. Ist es am Tage nicht zu „hoanrudl“ (höhenreich), das heißt soviel, daß der Ausblick auf die jenseitigen Höhen nicht durch Nebel verdeckt ist, dann hält es nicht allzuschwer, sich durch Späher von drüben her vergewissern zu lassen, ob „die Luft rein“ ist oder nicht. Nachts müssen kurze Blidfeuer von verdeckten Laternen oder von sonstigen Leuchtkörpern als Signale benutzt werden. Passiert's aber doch, daß man vom „Grenzer“ überrascht wird, so läßt der Schmuggler ruhigen Mutes ein paar Döfen als Weite abfangen und ist nun sicher, daß, während die „Zöllner“ damit beschäftigt sind, unterdessen mit dem übriggelassenen Vieh der bairische Boden ungefährdet erreicht wird. Kurz, der Schliche und Kniffe, die auf beiden Seiten angewendet werden, sind Legion und der tragikomischen „Stückeln“, die jahraus jahrein längs der böhmischen Waldgrenze passieren, nicht minder. —

Kulturgeschichtliches.

— Speisezettel von 1764 und 1766. Die „Frankfurter Zeitung“ bringt zwei Speisezettel, die Dr. Diehl im 28. Band der „Monumenta Germaniae Paedagogica“ veröffentlicht hat, zum

Wiederabdruck. Die beiden Schmausereien fanden bei Gelegenheit des Examins der Lateinschule in dem oberhessischen Städtchen Nidda statt. Sie lauten:

„Nidda, den 28. August 1764.

Wurde mit dem Sternwirth Johannes Orth wegen der zu haltenden Herbst Examen Mahlzeit accordirt und demselben von jeder Person Ein Gulden Neht Albus versprochen worden.

Dabei demselben aufgelegt ist, folgende Speise aufzutragen:

- I. a) Eine Suppe nebst Duhn
- b) Wirsing Krauth nebst Brodwurst und spanisch Brod
- c) Sauer Krauth mit Schweinen Fleisch
- d) Rindfleisch mit Senff oder Nerrettich
- e) Eine Pastete nebst geflügel oder Sauer Fleisch.
- II. a) Carpen mit Brüh oder Bran
- b) Kalb oder eingebiebt Fleisch
- c) Hecht mit Brüh
- d) Gebadenes.
- III. a) Braten mit Salat
- b) Gebratene Hahnen mit Quetschen
- c) Krebs
- d) Torten
- e) Kringen oder Brekel
- f) Allerley Obst.

Handelt es sich hierbei um drei verschiedene Mahlzeiten an einem Tage, so bezieht sich der zweite Zettel nur auf ein Essen.

„Nidda, den 1. Sept. 1766.

Wurde wegen der auff künftigen Montag zu haltenden Examen Mahlzeit mit dem zeitigen Sternwirth Ludwig Rulmann accordirt und demselben vor nachstehendes Essen nehmlich

- Eine Suppe
- Gemüß und Brathwurst
- Ein Stück Rindfleisch mit Zugehör
- Ein Essen Carpen
- Gebratene Hahnen
- Kalbs Brathen
- Dorten und Brekeln

von jeder Person, die der alten Oberbank nach bei diesen Tractemont adhibirt worden, 27 alb. versprochen.“

Daß dabei auch nicht schlecht gebeckert wurde, lehren andre Einträge. 1766 z. B. vertilgen in Nidda 19 geladene Gäste 80 Maß Wein und 21 Maß Bier! —

Humoristisches.

— Selundärbahn-Jdyll. „Sind die Flüge auf dieser Strede immer so leer?“

„Na, ich sag' Ihnen, neulich bin ich 'mal in ein Coupé eingestiegen, da war sogar a' Mausfall'n aufg'stellt!“ —

— Unter Vorbehalt. Richter: „Sind Sie nun bereit, nach dem vorgeschlagenen Vergleich die gegen den Herrn Kläger ausgestohtenen Schimpfworte — Döfse und Kameel — zurückzunehmen?“

Angeklagter: „Jawohl — aber vorläufig nur auf ein Jahr!“ —

— Blaues Blut. Bäuerin: „... Was S' nöl sag'n! A' blau's Blut hab'n S', Frau Baronin?... D mei, o mei — kann mer denn gar nig dagegen thun?“ — („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Das Kleine Theater bereitet eine Aufführung von Strindbergs „Fräulein Julie“ vor; Gertrud Esholdt wird die Titelrolle, Hans Bahmann den Diener spielen. —

— Bernard Shaw's Komödie „Helden“ hat bei der Aufführung in Deutschen Schauspielhause zu Hamburg keinen rechten Erfolg finden können. —

— Georg Michael Conrads Wierakter „Rehraus“ hat bei der Erstaufführung im Münchener Schauspielhause nicht gefallen. —

— In der Dresdener Hofoper werden an vier Montagen volkstümliche Sinfonie-Konzerte zu ermäßigten Preisen gegeben werden. —

— Im Salon Cassirer beginnt am 21. April eine Paul Cézanne-Ausstellung. —

— Weifselchen im Laacher See. Ein sehr interessanter Versuch des Rheinischen Fischereivereins ist, wie Halbsah im „Globus“ mitteilt, geglückt. Vor 12 Jahren setzte dieser Verein Weifselchen in den Laacher See aus und im Dezember vorigen Jahres wurden in einem Netzuge 1100 dieser in Deutschland nur noch im Bodensee vorkommenden äußerst schmadhaften Fische im Gesamtgewichte von rund 9 Centner gefangen. Die Fische, die sehr gut genährt ausfahen, wogen durchschnittlich 3/4 Pfund. Von den gefangenen Fischen wurden zwei bis drei Millionen Eier gewonnen und befruchtet und dann mangels geeigneter Einrichtungen zur künstlichen Erbrütung in den See geschüttet. Im nächsten Jahre soll der Fang an fünf bis sechs Stellen des Sees betrieben werden, und man kann auf das Ergebnis sehr gespannt sein. —